

IX.

Das Geheimniß.

1.

„Ich möchte nur wissen,“ sagte der Koch, als er eines Abends am Bediententische wie gewöhnlich das große Wort führte — „ich möchte nur in aller Welt wissen, was drüben im andern Flügel des Schlosses vorgeht, und was für Leute dort wohnen.“

„Ragen und Mäuse!“ fiel der alte Kammerdiener ein. „Diese haben seit dem Tode des vorigen Herrn — und das sind nun zwanzig Jahre her — jene Zimmer allein im Besiz.“

„Jetzt nicht mehr!“ versetzte der Koch. „Es leben und weben seit acht Tagen andere Wesen dort.“

„Ach, Himmel! wohl gar Gespenster?“ kreischte der Zieraffe, die Kammerjungfer.

„Nein, Menschen, natürliche Menschen! Sie essen und trinken, wie wir; das weiß ich am besten. Man hat mir zwar verboten, davon zu sprechen; aber ich hoffe, ihr werdet mich nicht verrathen, und so will ich denn sagen, was mir von der Sache bekannt ist. — Es war gerade heut

vor acht Tagen, als mir das Fräulein befahl: ich solle, außer dem gewöhnlichen Bedürfnis an Speisen, noch für sechs Personen zurichten und täglich so fortfahren; aber das dürfe niemand wissen, sogar der Herr nicht. — Nun, ich that, was meines Amtes war, und schwieg. Das geheime Essen war fertig; das Fräulein hieß mir, alles in einen Korb zusammenzupacken und mich nicht weiter darum zu bekümmern. Bald darauf setzten wir uns, wie wir hier versammelt sind, zu Tische, und als ich in die Küche zurückkam, waren die Speisen verschwunden. — Des folgenden Tages pastete ich auf. Seht, da kam unser Fräulein und lief mit dem Korbe davon, als hätte sie ihn, mit Ehren zu melden, gestohlen. Sie trippelte durch den langen dunkeln Gang in jenen Flügel hinüber. Das war mir ein Räthsel. Ich ging ein paar Stunden nachher auf Rundschau aus. Da fand ich zwar die Thür am Ende des Ganges verschlossen; als ich aber das Ohr anlegte, da hörte ich Leben und Bewegung in den öden Gemächern. Es sprachen männliche und weibliche Stimmen; doch so leise, so leise, daß ich kein Wort verstand.“ —

„Das sind Hirngespinnste!“ rief der ehrwürdige Nestor, der Kammerdiener, der dem Koch während der Erzählung mit merklichem Unwillen den Rücken zugekehrt hatte. „Aber das ist wahr,“ fuhr er fort und schlug mit der Hand auf den Tisch, „das bleibt ewig wahr: daß Horchen und Klatschen ein Paar häßliche Untugenden sind, die besonders einen Mann sehr übel kleiden.“ —

Hiermit stand er auf und ging mit hastigen Schritten fort.

„Hätt' ich doch geschwiegen!“ sagte der Koch etwas kleinlaut. „Der Alte ist, wie es scheint, von dem Geheimniß

unterrichtet, und wird nicht ermangeln, hohen Orts anzuzeigen, daß ich geplaudert habe.“

„Das glaub' ich nicht!“ tröstete die Kammerjungfer. „Ueberhaupt kommt das Geheimniß wohl bald ans Licht. Der morgende Geburtstag des gnädigen Herrn wird es ohne Zweifel enthüllen.“

2.

Fräulein Claudine hatte den Becker in der Uhr auf die vierte Stunde gestellt, und von ihm ermuntert, zog sie die Klingel. Aber die Jose nahm sich Zeit, ehe sie finster und gähmend erschien. „Reibe dir nicht so grämlich den Schlaf aus den Augen, Lisette!“ sagte das Fräulein. „Heute haben wir einen frohen Tag! Heute vor fünf und fünfzig Jahren ward mein Bruder geboren. Wahrlich, es trat da ein trefflicher Mann in die Welt! Ein braver, hochherziger Mann von altdeutschem Schrot und Korn. Die Geburtstage solcher Männer muß man mit dem heitersten Gesichte feiern; denn dieser edle Schlag von Menschen wird immer seltner auf Erden.“ —

So fuhr sie während des Ankleidens fort, das Lob ihres Bruders, des Herrn von Tannhof, zu preisen, und betrieb dann mit freudiger Thätigkeit die Anstalten des bisher vor ihm geheim gehaltenen Festes. Sie durcheilte das Haus, ließ fegen und räuchern, die Staatslivree anziehen und den Hunden die sammtenen, mit dem Geschlechtswappen verzierten Halsbänder anlegen. Um sechs Uhr, da Herr von Tannhof gewöhnlich aufstand, lauschte sie an der Thür seines Schlafzimmers, und er regte sich kaum, so begrüßten ihn auf ein von ihr gegebenes Zeichen im Schloßhofe zwei Böller, die wirklich nur bellten, nicht

donnerten, als sie der Berwalter, ein vormaliger Artillerist, abbrannte. Zugleich ward ein Kirchenlied vom nahen Thurme geblasen, und das Fräulein erschien mit Glückwunsch und Angebinde. Herr von Tannhof dankte ihr mit einer herzlichen Umarmung. Indessen dauerte das Gebell im Hofe noch fort. Lachend entschuldigte Claudine die schwache Stimme der von einem benachbarten Edelhofe entliehenen Zwergkanonen. „Laß gut seyn!“ sagte der Bruder. „Wollte Gott, es gäbe keine größern Geschütze, oder wir hätten wenigstens in unserm Vaterlande ihren Donner nie gehört!“ —

Er sprach dann mit Nührung von vergangenen Zeiten, gedachte seiner verstorbenen Gattin und seines in auswärtigen Kriegsdiensten stehenden Sohnes, den er seit zehn Jahren nicht gesehen hatte, weil sein Bruder, der bei derselben Armee General war, seinen Neffen als einen fünfzehnjährigen Knaben zur Fahne seines Monarchen warb, und seitdem eine Kette von Kriegen dem jungen Tannhof keine Muße ließ, das Vaterhaus zu besuchen.

Claudine eröffnete ihrem Bruder, daß sie zur Feier seines Festes eine kleine Gesellschaft eingeladen habe. „Nun wir wollen vergnügt seyn!“ sprach er. „Laß aber auch unser Dorf eines frohen Tages genießen! Sorge dafür, daß die Leutchen, alt und jung, auf den Abend bewirthet werden.“ — Claudine, die zu allen wohlthätigen Handlungen immer bereitwillig war, verließ ihn vergnügt, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Bald darauf machte der Gerichtshalter seine Aufwartung. Er hatte sich deshalb einige Meilen weit herbegeben und hielt eine hochtrabende Rede, die eben so breit und steif war, als sein Bräutigamskleid, das er seit dreißig Jahren bei solchen Feierlichkeiten anlegte. Herr von Tannhof dankte

ihm für seine stattlichen Wünsche und empfahl ihm bei dieser Gelegenheit Milde und Gelindigkeit gegen die Unterthanen: denn der Gratulant war ein eiserner Rechtsgelehrter und mit der leidigen Sportelsucht ein wenig behaftet.

Er stuzte über die Ermahnung und versicherte hoch und theuer, daß er immer nur dem Rechte seinen stracken Lauf lasse. „Das größte Recht ist oft das größte Unrecht;“ erwiderte sein Principal. „Ich will aber durchaus nicht, daß die heilige Justitia meine Unterthanen zu Bettlern mache.“

„Gott segne und erhalte Sie für diese Gesinnung!“ sagte der eintretende Pfarrer, der ebenfalls kam, um die gewöhnliche Steuer eines Glückwunsches zu entrichten, und es mit kurzen, herzlichen Worten that.

Der Gerichtshalter hätte noch gern für seine strenge Göttin eine ritterliche Lanze gebrochen; er unterließ es aber, weil er zwei Laien gegen sich hatte und er sich das festliche Mahl, wozu er geladen war, durch Aufwallung des Blutes nicht verbittern wollte. So trat er denn mit heuchlerischer Ergebung ab, verfügte sich in die Gerichtsstube und begegnete den vorgeladenen Parteien mit ungewöhnlicher Kazenfreundlichkeit, damit Fräulein Claudine, die sich um die Rechtspflege des Dorfes fleißig bekümmerte, solches erfahre und dafür seinen Reisewagen, wie sie bisweilen that, mit Gastgeschenken belade.

3.

Gegen Mittag fand sich der Adel aus der Nachbarschaft ein, und man ging zur Tafel, wo trefflich gegessen und getrunken, aber wenig Erhebliches gesprochen ward.

Ein alter, seit zwanzig Jahren auf dem Lande vegeti-

render Kammerherr, dem aber noch der geringste Borgang in seinem ehemaligen Geschäftskreise höchst wichtig war, unterhielt die Gesellschaft mit den neuesten Hofbegebenheiten. Sie betrafen zwar nur Jagden, Assembleen und so weiter; doch sie waren ächt, indem er darüber mit einem Hof-Fourier in posttäglichem Briefwechsel stand und dafür seinem Annalisten einen ansehnlichen Jahrgelt gab.

Ein anderer, von seiner Hufe nie weggekommener Landjunker sprach von den Ereignissen des letztern Viehmarkts und von den guten und bösen Launen seines Reittleppers.

Ein Oberforstmeister — der in seinem Aeußern der Farbe des Waldes so treu war, daß sogar die zahlreichen Ringe an seinen Fingern durchaus nur aus grünen Edelsteinen bestanden — klagte über die augenscheinliche Abnahme der hohen Jagd und bemerkte dabei mißfällig, daß die unruhigen Köpfe, die Bauern, dessen ungeachtet nicht aufhörten, ihre alten, grundlosen Beschwerden über Wildschaden zu führen.

Etwas unterhaltender, als die Gespräche dieser Herren, waren die lustigen Schnurren, die ein Oberstwachmeister erzählte. Er war, ohne selbst zu wissen warum, den Geistlichen nicht gewogen und gedachte daher ihrer oft, und nicht auf die löblichste Weise, in seinen Geschichten. Die Gegenwart des Pfarrers, eines ehrwürdigen Greises, hätte ihn billig bewegen sollen, sich dieser Unart wenigstens jetzt zu enthalten; doch er that sich keinen Zwang an. „Herr Pastor,“ sprach er unter andern, „Sie haben meinen verstorbenen Seelenhirten, den Magister Gabel, gekannt; wissen Sie aber auch die Anekdote von der besondern Höflichkeit, die er einmals dem nun auch heimgegangenen Superintendenten, dem Doktor Siegmars, erzeigte?“

Der Pfarrer verneinte die Frage und erinnerte sanft an den Spruch: Lasset die Todten ruhn!

„Allen Respekt vor den Todten!“ versetzte der Major. „Doch der unschuldige Schwank, den ich jetzt erzählen will, wird ihre Ruhe nicht stören. Magister Gabel bewirthete einsmals, bei Gelegenheit der Kirchen- und Schulvisitation, den Superintendenten und mich. Nun weiß ich nicht, welcher Spaßvogel dem guten Magister gesagt hatte, daß der Doktor für sein Leben gern Lichter puße. Kurz, er pflanzte vor seinem Herrn Ephorus ein halbes Duzend Kerzen auf, damit er das Vergnügen habe, sie zu schnäuzen. Das that der Doktor denn auch und mußte es wohl thun, weil ihm, auf heimliche Veranstaltung des Pfarrers, bei diesem Geschäfte niemand zu Hülfe kam. Nach der Abendmahlzeit ging ich mit dem Doktor, der bei mir übernachtete, die Treppe hinab. Magister Gabel stieg vor uns her: in der linken Hand zwei Lichter und in der rechten einen porcellanenen Teller, auf welchem eine blanke Lichtpuße lag. Als wir nun an der Hausthür von ihm Abschied genommen und er sich mit vielen Kratzfüßen zu hohem Wohlwollen empfohlen hatte, präsentirte er dem Superintendenten die Lichtpuße und sagte mit unbeschreiblicher Freundlichkeit: „Ist's Ihro Hochwürden noch einmal gefällig?“ —

„O heilige Einfalt!“ rief der Oberforstmeister ins allgemeine Gelächter, von welchem sich selbst der greise Pfarrer nicht ausschloß. Einige fragten, was der Superintendent entgegnet habe.

„Er sah den Magister starr an,“ — antwortete der Major — „er bat um Erklärung des seltsamen Anerbietens; und als er nun erfuhr, daß er im Rufe eines leidenschaftlichen Lichtpußers stehe, sagte er sanft: Das hat

Ihnen ein Schalk weiß gemacht! und wir gingen lachend von dannen.“ —

Mehr dergleichen Poffen erzählte das lebendige Batemecum, und die Tafelzeit verstrich um so geschwinder dabei, da Fräulein Claudine mit einer sonderbaren Unruhe, die ihr Bruder und alle Gäste bemerkten, die Folge der Speisen rasch und eilig betrieb, und kaum den Herren Zeit genug ließ, ihre Weinflaschen zu leeren.

4.

Nach der Tafel ward der Schulmeister gemeldet und vorgelassen. Er wand und krümmte sich mit der Anrede herein:

Hochwohlgeborner Herr und Gönner, ich erscheine
Bei deinem Wiegenfest als Sprachrohr der Gemeinde.

So ging der Salm, der billig ungedruckt bleibt, fünf Minuten lang fort, und schloß mit den Worten:

Auch wünscht das ganze Dorf, erhabener Patron,
Daß bald dein edler Sproß, der tapfre Martisohn,
Mit Ehr' und Ruhm gekrönt, aus weit entfernter Zone
Heimkehr' ins Vaterhaus, und uns zur Lust hier wohne.

„Ein guter Wunsch, dem ich aus vollem Herzen beistimme!“ sprach Herr von Tannhof und füllte die Gläser. Des Abwesenden Gesundheit ward getrunken. Die Böller im Hofe ließen sich dabei hören. Der poetische Redner sträubte sich entsetzlich gegen das erste Glas Wein, das man ihm reichte; als aber die Bahn einmal gebrochen war, trank er so weidlich, daß einem ungenügsamen Schmarozer, der nur noch eine einzige Flasche auf dem Tische sah, ganz bange dabei ward. Er warnte den Herrn von

Tannhof, dem Schulmanne nicht so viel einzuschenken, weil es ihm vielleicht nicht bekommen möchte. „D seht den Menschenfreund!“ rief der Major. „Er trinkt das Gift lieber selbst, damit es andern nicht schade.“

Indem dieser Einfall belacht wurde, stahl sich der Schulmeister hinweg, und ein Diener vom Hause überreichte seinem Herrn ein großes Blatt, auf welchem gedruckt stand:

Mit gnädiger Bewilligung

wird von einer

ambulanten Schauspielergesellschaft

sogleich aufgeführt:

Die heimliche Heirath,

ein rührendes Drama in 5 Akten.

Personen:

Baron Grottan.

Ferdinand, sein Sohn.

Seraphine, dessen Gattin.

Bange, ein Advokat.

Krebs, ein Wucherer.

Gleazar, ein Jude.

Greif, ein Kerkermeister.

Bedienten, Wache u. s. w.

„Welche sonderbare Erscheinung!“ rief Herr von Tannhof. „Wo ist denn das Theater?“

„Hier, im blauen Saale des Schlosses,“ antwortete der Bediente.

Der Major las den Zettel laut ab. Männiglich staunte, daß sich eine Bande Comödianten — wie sich der unseine Landjunker ausdrückte — in diese Gegend verirrt hatte. Herr von Tannhof sah sich nach seiner Schwester um; er wollte sie über diesen unerwarteten Vorfall befragen; sie war aber nicht zugegen. Man erklärte sich nun ihre Unruhe bei der Tafel und ihr Drängen und Treiben, um einen zeitigen Aufstand von derselben zu bewirken. Auch der Dienerschaft entwickelte sich jetzt das Geheimniß, worüber sie sich Tages vorher die Köpfe zerbrach. „Also für Comödianten hab’ ich gesotten und gebraten,“ sagte der Koch. „Schade, daß ich das nicht früher wußte! Die Bagabunden hätten mit schlechtern Speisen, als ich ihnen zubereitete, fürlieb nehmen müssen.“

Herr von Tannhof forderte die Gesellschaft auf, sich mit ihm in den blauen Saal zu begeben. Alle waren mit Vergnügen dazu bereit. Nur der Pfarrer nahm seinen Hut, um nach Hause zu gehen. Man fragte ihn, warum er sich entfernen wolle. Er antwortete: Es vertrage sich nicht mit seinem Stande, daß er einem Schauspiele beiwohne. Herr von Tannhof stellte ihm vor, daß er sich das in einem Privathause wohl erlauben dürfe. Er zuckte lächelnd die Achseln und ging mit in den blauen Saal.

5.

Eine jämmerliche Musik, die der Schulmeister mit einigen aus der umliegenden Gegend zu Hülfe gerufenen Amtsbrüdern aufführte, empfing die eintretenden Zuschauer. Die

Hälfte des Saals durchschnitt quer über ein Vorhang, der aus seidenen Fenstergardinen zusammengesetzt war. Das Orchester mußte seine schreienden Fiedeln lange bearbeiten, weil die Schauspieler noch nicht zum Auftreten fertig seyn mochten.

Nach endlicher Aufrollung des Vorhangs stellte die Bühne ein Zimmer vor, in welchem sich der Baron Grottau allein befand.

Herr von Tannhof erschrak über diesen Mann: denn es war ihm, als säh' er sich doppelt. Auch die übrigen Zuschauer verwunderten sich des Anblicks. Der Theaterbaron, der Anfangs stumm und wie in Gedanken vertieft in einem Armsessel saß, trug nicht nur Tannhofs gewöhnliche Hauskleidung, sondern drehte auch eine von dessen Tabaksdosen durch die Finger und schaupfte daraus mit derselben Manier, die Jenem eigen war. Seine Sprache steigerte die Verwunderung aufs höchste; sie glich der Stimme des Herrn von Tannhof vollkommen. Er begann mit einem Selbstgespräche, worin er äußerte, daß er sein Gemüth von einer besondern Ahnung bewegt fühle.

Während dieses Monologs überbrachte ein Bedienter einen Brief mit der Meldung: es habe ihn ein reitender Bote abgegeben.

„Aha! von meinem Bruder, dem General!“ sagte der Baron, nachdem er die Aufschrift und das Siegel betrachtet hatte.

Er erbrach den Brief und las: „Mein theurer Bruder, ich habe das Vergnügen, Dir die angenehme Nachricht mitzutheilen, daß sich Dein wackerer Sohn zum Rittmeister aufgeschwungen und den Verdienstorden erhalten hat. Seine Tapferkeit, wodurch er sich im letzten Feldzuge ganz besonders auszeichnete, erwarb ihm diese Belohnung. Freue Dich, glücklicher Vater, über den braven Jungen, der un-

ferer Familie so viel Ehre macht und vergib ihm in dieser Rücksicht eine Uebereilung, die uns, beim rechten Lichte gesehen, keine Schande bringt.“ —

Der Baron stuzte, las heimlich weiter, fuhr bestürzt zusammen und rief aus: „Wie? was? Alle Teufel! Der Bube hat sich heimlich verheirathet? — Hat ein Mißbündniß geschlossen!“

Er warf den Brief zornig auf den Tisch, sprang empor, ging mit heftigen Schritten auf und nieder und eiferte gewaltig.

Nach und nach faßte er sich, griff wieder nach dem Briefe und las laut:

„Dein Sohn machte vor einiger Zeit die Bekanntschaft eines edeln Mädchens, das den Namen Seraphine mit Recht führt: denn es ist ein wahrer Engel, aber — eine bürgerliche Waise, deren Vater, ein ehrlicher Landprediger, in der bittersten Armuth starb. Ferdinand entdeckte mir, daß er sie unaussprechlich liebe und ihr ewige Treue geschworen habe. Ich zürnte darüber. Dein Vater, sprach ich, ist ein vernünftiger Mann, wie es wenige gibt; aber den Stammbaum unsers alten Geschlechts hält er in so hohen Ehren, daß er keinen bürgerlichen Zweig daran duldet. — Ferdinand erwiederte: Seraphinens Schönheit und Tugend würden einen Thron zieren. — Das kann seyn; versetzte ich: und es wäre dennoch eine Mißverbindung, die dein Vater nimmer genehmigen würde. — Dadurch erschreckt, aber dessen ungeachtet beharrlich entschlossen, Seraphinen nicht aufzugeben, wählte Ferdinand den Ausweg einer heimlichen Heirath, die hier bei uns keinen bedeutenden Schwierigkeiten unterworfen ist. Mit einer Hand voll Gold überwand er alle Hindernisse, und ich erfuhr die stille Trauung nicht eher, bis sie mir der junge Ehemann selbst bekannt machte. Da vertraten denn freilich Anfangs un-

freundliche Worte die Stelle der Glückwünsche; doch was war bei der nun einmal geschehenen Sache zu thun? Ich ließ mir, als sich mein Zorn etwas gelegt hatte, die Neuvermählte vorstellen. Sie gewann meine volle Achtung, und ich mußte mir selbst bekennen, daß sie werth sey, mit Verehrung und Liebe in unsere Familie aufgenommen zu werden. — So steht die Sache, lieber Bruder, und sie wird nicht anders, wenn du auch darüber aus der Haut fahren wolltest. Doch du bist ja kein Don Manudo de Colibrados, dem sein Stammbaum das höchste Gut ist, und der ihn, bei leerem Magen und in Lumpen gehüllt, mit Entzücken betrachtet. Du wirst, als ein verständiger Mann, deinem Sohne verzeihen. Er bittet fußfällig darum — er kommt — er ist schon da!“ —

Und indem der Baron diese Worte las, stürzte Ferdinand, ein schöner, mit einer prächtigen Husaren-Uniform bekleideter Jüngling ins Zimmer, fiel ihm zu Fuß, und sagte mit einer sehr angenehmen Stimme einige rührende Worte, die seiner Lage gemäß waren.

Der Baron donnerte Verwünschungen auf ihn nieder und erklärte mit den härtesten Ausdrücken, daß die heimlich geschlossene Ehe wieder getrennt werden müsse.

„Lieber trenn' ich mich vom Leben!“ sagte der Sohn; und nachdem er den Werth seiner Gattin mit feuriger Beredsamkeit geschildert hatte, bat er seinen Vater um die einzige Huld, sie ihm vorstellen zu dürfen, weil er dann gewiß hoffe, daß Seraphinens himmlische Anmuth den Sieg über ungünstige Vorurtheile gewinnen werde.

„Ich mag die Sirene nicht sehn!“ schnaubte der Vater. Doch Ferdinand eilte fort und kam nach einigen Augenblicken mit einer jungen Dame zurück, deren seltene Schönheit die gesammten Zuschauer mit Bewunderung erfüllte.

Aber auf den ahnenstolzen Baron machte sie keinen so

glücklichen Eindruck. Er zürnte im Gegentheil, da er sich die unwillkommene Schwiegertochter nicht so nahe gedacht hatte, noch mehr als zuvor, und setzte gegen sie alle schuldige Höflichkeit aus den Augen. „Hinweg mit ihr!“ schrie er wie rasend. Seraphine rang die Hände, brach in Thränen aus und wollte sich entfernen. Doch Ferdinand ließ sie nicht aus seinen Armen und machte mit beweglichen Worten einen neuen Versuch, das steinerne Vaterherz zu erweichen. Der Alte würdigte ihn keiner Antwort, sondern läutete heftig mit seiner Tischglocke und befahl dem herbei eilenden Bedienten, das ganze Hausgesinde zusammenzurufen. „Wozu dieser Befehl?“ fragte Ferdinand. Der Vater blieb stumm, bis sich das Zimmer mit Domefiken anfüllte. „Ergreift dieses Weib und führt sie vor's Thor hinaus!“ rief er jetzt mit schäumender Wuth. Ein naseweiser Lakai wollte Hand anlegen; aber Ferdinand riß seinen Säbel aus der Scheide, und mit Schrecken entfloß die sämtliche Dienerschaft. Hierauf wandte er sich zu seinem Vater und sagte: „Wer mein Weib verstoßt, verstoßt auch mich! Leben Sie wohl!“ — Mit diesen Worten verließ er, vom Fluch des Vaters verfolgt, mit Seraphinen das Zimmer.

So schloß sich der erste Akt, und der Vorhang fiel.

6.

Herr von Tannhof hatte diesen Augenblick mit Sehnsucht erwartet, um mit seiner Schwester über den ihm so wunderähnlichen Schauspieler zu sprechen; allein er blickte vergebens nach ihr umher. Indessen trat der Baron Grottau hinter den Gardinen hervor und nahte sich ihm mit einer tiefen Verbeugung. Er machte ihm ein höfliches Gegencompliment, und da kam es ihm sehr befremdlich vor, daß der Baron darüber laut auflachte. Er besah sich

den dreisten Mann näher und es war — Claudine.

„O du Gauklerin!“ rief er aus. „Was hast du mich und uns alle geäfft! — Wie kamst du auf den Einfall, unter die Comödianten zu gehen?“

„Es war ein Nothschritt;“ antwortete sie. „Der Director der Gesellschaft wollte den Baron Grottau spielen; er ward aber diesen Morgen krank, und es war kein anderer Schauspieler vorhanden, der an seine Stelle treten konnte. Geschwind übernahm ich daher die verlassene Rolle; sonst wäre die ganze Vorstellung rückgängig geworden.“

Ausdrücke des Erstaunens und Schmeicheleien über ihr vortreffliches Spiel erschallten von allen Seiten.

„Nein!“ sagte Herr von Tannhof: „ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß du eine Tyrannenrolle spielen könntest! — Was wird denn am Ende aus den jungen Leuten?“

„Ich sage mich von meinem Sohne ganz los;“ erwiderte sie. „Er und seine schöne Gemahlin versinken in Armuth und Elend. Sieh nur den Comödienzettel an! Da findest du verschiedene widrige Personen, die nichts Gutes weissagen. Wehe dem, der in ihre Hände fällt!“

„Und alle diese herzangreifenden Scenen sollen wir mit ansehen?“ sagte der Bruder. „Ich gestehe frei, daß mir ein solches Schauspiel kein Vergnügen macht. Ferdinand und Seraphine sind ein recht lebenswürdiges Paar. Es ist Jammer und Schade, daß so feine Leute das Handwerk herumziehender Comödianten treiben. Ich weiß, daß ihr trauriges Schicksal, das uns hier auf der Bühne vorgestellt wird, nur Dichtung ist, und dennoch dringt mir's durch Mark und Bein.“ —

„Herr Bruder! Herr Bruder!“ sprach Claudine. „Ich wette, wenn dein Sohn eine ähnliche Uebereilung beginge, du würdest nicht gelinder mit ihm verfahren.“ —

„O! wie kannst du das glauben?“ rief er aus.

7.

Plötzlich trat Ferdinand, als hätte er auf dieses Wort gewartet, hinter der Bühne hervor, ging auf den Herrn von Tannhof zu und seufzte mit einem rührenden, von Wehmuth fast erstickten Tone: „Mein Vater!“ —

„Soll denn das Schauspiel hier fortgesetzt werden?“ fragte Herr von Tannhof seine Schwester.

Sie bejahte mit Kopfnicken.

„Nun, so irren Sie sich in der Person;“ sprach er zu Ferdinand. „Dort steht Ihr Vater!“

„Nein, er ist bei dem rechten Manne!“ — rief Claudine. „Kennst du deinen Ferdinand nicht mehr?“ —

Erschüttert blickte Herr von Tannhof den Jüngling an, und erkannte jetzt den geliebten Sohn, den ihm ein Zeitraum von zehn Jahren und ein kriegerischer Bart fremd gemacht hatten. Er schloß ihn, mit einem lebhaften Ausruf der Freude, in seine Arme.

Die umstehende Gesellschaft nahm an dieser Scene fröhlichen Antheil und begrüßte den jungen Helden.

Herr von Tannhof fragte: warum er nicht gerades Weges zu ihm gekommen sey, sondern sich ihm erst auf der Bühne gezeigt habe.

Statt der Antwort überreichte Ferdinand einen Brief, den der Vater sogleich erbrach.

„Bemühe dich nicht, ihn zu lesen!“ sagte Claudine. „Er ist von unserm Bruder, und mit dem Briefe, den ich auf dem Theater vorlas, von Wort zu Wort gleichlautend.“

„Ist's möglich?“ — sprach Herr von Tannhof bestürzt, und steckte den Brief in die Tasche.

Der unbescheidene Theil der Gesellschaft machte große Augen und drängte sich näher hinzu; aber der feinere Kammerherr trat zurück, winkte den Neugierigen mit Kopf

und Händen, und ruhte nicht eher, bis sie ihm aus dem Saale hinweg in ein anderes Zimmer folgten.

8.

„Euer Schauspiel sollte die Falle heißen!“ sprach Herr von Tannhof, als die Familie allein war. „Ihr habt mich schlau gefangen!“

„Verzeih!“ sagte Claudine. „Unser Bruder, der General, gab mir diese Kriegslist unter den Fuß. Er schickte mir das junge Paar bei Nacht und Nebel zu, sandte mir zugleich eine Abschrift seines Briefes und den Plan zum ersten Akte des heutigen Schauspiels, dessen weitere Ausführung dir überlassen bleibt.“

„Du hast gut reden!“ versetzte er, und rieb sich die Furchen der gekränkten Ahnenliebe von der Stirn. — „Du kennst mich und weißt die Entwicklung voraus! — Aber du, mein Sohn, du hättest mir mehr Vertrauen beweisen sollen! Doch es sey dir vergeben, und nun geh' und rufe deine Frau!“

Ferdinand flog hinter den Vorhang und führte Seraphinen hervor. „Willkommen, liebe Tochter!“ rief ihr Herr von Tannhof entgegen und überhob sie aller Verlegenheit durch eine freundliche Umarmung.

Das war Claudinens Triumph! Denn nicht der General, sondern sie hatte für ihren Bruder, dessen Abneigung gegen Mißheirathen ihr bekannt war, das dramatische Netz gestrickt und darüber seit mehrern Monaten einen geheimen Briefwechsel geführt. Ferdinands Dankbarkeit brachte daher bei der Abendtafel die Gesundheit aus: „Die guten und klugen Tanten sollen leben!“